

# Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1882.

№ 45.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(18. Fortsetzung.)

Gegen ein Uhr zur Mittagszeit wechselte stets das schaulustige Publikum in der Galerie. Die bürgerliche Gesellschaft verließ dieselbe gewöhnlich noch vor dieser Zeit, ihre häuslichen Einrichtungen machten dies nötig, man speist am Familientische und jeder hält es für Pflicht, sich pünktlich an demselben einzufinden. Mistress Lucie begab sich um ein Uhr stets an die Kaffe und jedesmal in sehr gewählter Kleidung, die aristokratischen Besucher und Besucherinnen liebten diese ihnen erzeigte Aufmerksamkeit und fanden sie als die ihnen gebührende Ehrenbezeugung ganz in der Ordnung, auch harmonisirte die elegante Kleidung der Kassendame mit der prunkhaften Ausstattung des Entrées der Galerie, man trat in dieselbe mit der Ueberzeugung ein, Schönes zu sehen.

Eben hatte Mistress Lucie die von ihrer Wohnung in den ersten Saal herabführende Treppe hinter sich, als ihre Freundin, die gute Stanhope, eilig in dem mit Läufern belegten engen Gange hinter den Tableaux vom Eingange her auf sie zumal und ihr leise zuraunte: „Die Clintons und ein paar andere hohe Lordsfamilien sind soeben vorgefahren, die Galerie wird heute sehr zahlreich besucht werden.“

„Ja, die Clintons, der alte dicke Lord mit seiner Schwägerin, der Lady, deren Gesicht wie von Hochmut steif gefroren zu sein scheint und deren Sohn, Sir Richard Clinton mit seiner jungen Gemahlin...“

„Keine Auseinandersetzungen, liebe Stanhope,“ unterbrach Lucie sie. „Ich habe keine Ursache, diese hochgeborene Familie zu lieben. Ich werde nicht an die Kaffe gehen, sagen Sie das Master Westley, dem Kassierer, er soll meine Stelle vertreten, ich werde ihn dafür honoriren. Gehen Sie! gehen Sie!“

„Aber unter welcher Entschuldigung? Alles hat doch eine Ursache.“

„Gewiß, ich leide an Migraine.“

„Sie sehen wirklich sehr angegriffen aus.“

„Also gehen Sie, gute Stanhope... ich warte hier.“

Mistress Lucie schien alle Beweglichkeit des Körpers verloren zu haben, sie blieb an die Wand gelehnt stehen. Der Gedanke, denjenigen wiederzusehen, der sie schmachvoll von sich

gestoßen, machte sie vor Abscheu zittern. Wie ein loher Brand durchglühte tiefe Empörung bei der Erinnerung an diese ihr angetane unauslöschliche Beschimpfung ihre Seele. Geräusch vom Eingang des Saales her deutete auf den Eintritt der vornehmen Gesellschaft, sie hörte mehrere Stimmen durcheinandersprechen, nur nicht die Richard's und sehen wollten sie ihn, sehen, um zu wissen, ob über sein jugendlich schönes Gesicht die Neue ihren verfinsterten Schleier geworfen habe. Wie sehr sah sie sich getäuscht! Durch ein Loch im Hintergrund des Tableau, welcher aus starker Hintretenden Beschauer zu erkennen und sie sah ihn in Mitte einiger jungen Damen... am Arme hing ihm Bally, seine reiche Gemahlin aus Yorkshire, sie sah blaß, leidend aus; das aber störte ihren Gemahl nicht, sich sehr heiter mit den Damen zu unterhalten. Da mehrere zugleich sprachen, wurde es Lucien fast unmöglich, die von ihm eingeworfenen Bemerkungen unterscheiden zu können, aber sie mußten sehr heiteren Inhalts sein, denn seine vornehme Umgebung lachte darüber und er stimmte mit ein.

In seinem Gesichte war auch nicht die mindeste Andeutung von irgend einem unterdrückten Grame zu bemerken. Außerte seine Gemahlin etwas gegen ihn, so hörte er mit großer Ruhe zu; aber in seinen Zügen zeigte sich keine Spur von Regung, der Bann derselben Gleichgültigkeit, wie seiner hochgeborenen Mama Antlitz trug, sprach sich dann in dem seinen aus. Lucie glaubte in diesem Zeichen den Beweis zu finden, daß seine Ehe mit der reichen Yorkshirer Dame keine glückliche sein könne, seine Heiterkeit erschien ihr frivol und obwohl sie nicht Ursache hatte, diese Lady, um deren willen sie so Schlimmes erlebt, zu beklagen, so bemächtigte sich ihrer doch ein Gefühl von Mitleid für sie und leise sagte sie zu sich: „Sie ist durch ihn unglücklich, wie er mich gemacht hat, nur in anderer Weise.“

Da sich der große Saal rasch von vornehmen Besuchern füllte, mischten sich die Clintons und deren Freunde und Freundinnen unter die Gesellschaft und verließen das Tableau. Auch Mistress Lucie trat an die Wand des engen Ganges zurück. Fast gleichzeitig kam Mistress Stanhope von der Kaffe zurück. „Haben Sie



ihn gesehen, meine liebe Lucie?" fragte sie. „Mir schien, er habe sich nicht verändert.“

„Vervollkommt hat er sich," antwortete die Gefragte . . . „er ist . . .“

„Schöner geworden?"

„Ja, ja, das ist er. Bleiben Sie an der Kasse und lassen Sie für Master Westley eine Tasse Chokolade aus der Konditorei holen . . . er ist ein großer Freund davon.“

Sie ging in dem Gange zurück und stieg langsam die Treppe hinauf, die zu ihrer Wohnung führte.

Das Wiedersehen Sir Richard Clinton's hatte bei Mistreß Lucie einen so empörenden Eindruck hervorgerufen, daß sie anfänglich sich nur mit Mühe zu fassen vermochte. In der heißen Aufwallung der Rache, der sie sich widerstandslos hingab, hätte sie ohne Teilnahme ihn zu ihren Füßen sterben sehen können. Die Rache ist süß und darum äzt ihr Gift sich tief, bei vielen unaussprechlich in Herz und Gedächtnis ein. Sie war mit sich selbst zerfallen und trug dies Bewußtsein als ihr wohl behütetes Geheimnis mit sich herum. Wer brauchte das zu wissen? Sie hatte es ja nur mit sich selbst zu tun. Die Welt um sie her war ihr fremd. Die Einsamkeit ihres Zimmers eignete sich vortrefflich, geheimes Denken zu nähren, sie glich der Nacht, welche das Wachstum befördert und darum stiegen seltsame Gedanken in ihrem Hirne auf . . . Gedanken, die sie nie für möglich gehalten haben würde, sie konnte es sich nicht leugnen, daß sie den schönen Richard, der sie wie eine Verworfenen von sich gestoßen, noch liebe und bei dieser Ueberzeugung, daß ein solcher Widerspruch in ihrem Herzen nur denkbar sein könne, glühte ihr vor wenigen Minuten noch so blaßes Gesicht in düsterster Schamröte.

Sie hörte Mistreß Stanhope schlürfende Schritte im Nebenzimmer und suchte sich gewaltsam der Aufregung zu entreißen, welche von ihr Besitz genommen, niemand hatte ein Recht, in ihre Geheimnisse zu dringen. Die gute alte Dame stand ihr treulich zur Seite in allem, was ihre Geschäftsleitung betraf; aber Lucie fürchtete ihre große Redseligkeit und ließ sie deshalb nicht einen Einblick in Dinge gewinnen, die sie persönlich betrafen.

„Nun, meine gute Stanhope, wie steht es unten?" fragte Lucie.

„Sehr gut, sehr gut, meine liebe Lucie," antwortete die alte Dame. „Eine glänzende Einnahme heute . . . die hohe Aristokratie scheint sich das Wort gegeben zu haben, unsere Galerie für den geeignetsten Ort eine Reunion abzuhalten, anzusehen. Unsere Säle sind noch nie so gefüllt gewesen . . . die elegante Ausstattung zieht doch bedeutend.“

„Darum lasse ich es auch an nichts fehlen," entgegnete Lucie. „Wenn das Publikum sich geschmeichelt sieht, kommt es auch. Nur ein schlechter Spekulant glaubt aus Nichts Gold zu machen und geht an seiner Anaufererei zugrunde.“ Nach einer kurzen Pause fragte sie: „Ist Becco unten?"

„Nein, bei seinem Freunde Martinez, der nach des Arztes Ausspruch bald zu der stillen Gemeinde unter der Erde gehört.“

Fast schien es, als wolle Mistreß Lucie eine etwas scharfe Entgegnung aussprechen, indes sie beherrschte sich und sagte kurz: „Das ist schnell mit ihm gegangen. Nun jedem sein Teil.“

Die alte Dame erschrak vor dieser harten, lieblos scheinenden Antwort; aber sie äußerte nichts dagegen.

„Meine gute Stanhope," hob Mistreß Lucie nach kurzer Pause an . . . denken Sie nicht übel von mir, weil das soeben von mir Gesprochene zum Mindesten Ihnen unweiblich scheint. Sie wissen, daß meine Ehe mit Becco keine glückliche, nur eine Scheinehe ist. Ich habe nie deshalb mit Ihnen gesprochen und werde es auch nie tun. Daß ich Sennor Martinez verabscheue, habe ich guten Grund. Ich hätte mit Becco glücklich werden können, wenn er nicht dieses Spaniers Freund wäre; ich kann mich nicht näher darüber erklären. Es ist kein Glück, Geheimnisse zu haben, denen wir unser Unglück verdanken . . . sie zu verschweigen, ist das einzige Beste, was man in diesem Falle tun kann. Sprechen wir nie mehr über diesen Gegenstand, ich

bitte Sie darum.“ „Ich werde zu schweigen wissen," versicherte die alte Dame und verließ das Zimmer.

Mistreß Lucie frante, um sich zu zerstreuen, in ihren Kommoden und als sie diese Durchsuchung beendet, fiel ihr Blick zufällig auf den kleinen Koffer, den sie mit nach London gebracht hatte.

An diesem unscheinbaren Behältnis hing ihr Blick starr, unbewegt, ein schweres Denken beschäftigte sie, tiefer Ernst hatte sich ihrer bemächtigt . . . warum? was dieser kleine Koffer barg, gehörte unmittelbar ihrem Herzen an und war für jeden andern Geheimnis. Sie schloß ihn auf. Nur wenige Kleidungsstücke lagen oben, unter ihnen hineingreifend zog sie ein paar rotwollene in eine Papierhülle eingewickelte Kinderstrümpfe hervor, bei deren Anblick ihr Tränen über die Wangen rollten . . . sie hatte sie selbst für ihr Liebes, herziges Gretchen gestrickt und dieses sie getragen. Damals war die Verführung wohl schon an sie herangetreten, aber die Mutterliebe war stärker gewesen. Sie fühlte, daß es ein Glück sei, ein Kind zu haben und das Schlimme war noch nicht wurzelsest in ihrem Herzen geworden. Das hatte sich aber geändert, die Zeit steht mit dem Bösen noch enger in Verbindung, als mit dem Guten, des ersteren Same ist keimfähiger. Als sie von ihrem um ihre Gesundheit so sehr besorgten Gatten ins nemndorfer Bad gebracht wurde, hatte sie diese kleinen Strümpfe heimlich mitgenommen, als könne sie durch dieses, wenn auch geringe Andenken, ihres Kindes Liebe nicht verlustig gehen . . . es war ein trauriger Irrtum.

Sie drückte jetzt, erschüttert durch den Anblick dieses Erinnerungszeichens, dasselbe an die Lippen und flüsterte leise vor sich hin, die Hand über den Koffer ausstreckend: „Du hast meine Sünde und meine Schmach gesehen.“ Nach einer Weile, als sie dies kleine für sie so wertvolle Heiligtum wieder in den Koffer gelegt hatte, holte sie aus diesem ein ziemlich großes unsiegeltes Couvert, dem sie ein kleines ziemlich gebrochenes Billet und eine Fünzigpfund-Note entnahm. Das Billet enthielt nur zwei Worte, aber sie drangen wie spitze Dolche in ihre Seele ein. „Auf Nimmerwiedersehen!" das ist sicher ein schlechter Wunsch, aus dem der bitterste Haß und die tiefste Verachtung spricht.

Mistreß Lucie war von dieser Erinnerung an die Stunde der von ihr erlittenen Schmach so sehr übermeistert, daß ihre zitternden Hände die Papiere fallen ließen, sie schien allen Halt in sich verloren zu haben. Eine lange Weile verharrte sie in dieser Stellung, sie war leichenbleich geworden, dann aber gewann sie die verlorene Fassung wieder, kniete vor dem Koffer hin und ordnete die in diesen hinab geflatterten Papiere, um sie an ihren früheren Platz zu legen. Auch kein stärkerer Atemzug, der einem Seufzer ähnlich gewesen wäre, entrang sich ihrer Brust, ihre Lippen blieben fest aufeinander gekniffen; aber die Aufmerksamkeit auf das, womit sie sich eben beschäftigte, war zerstreut, sie sah sich genötigt, die Unordnung, die sie selbst unter verschiedenen den Kofferboden bedeckenden Gegenständen verschuldete, wieder zu beseitigen und bei dieser Gelegenheit kam ihr ein hartes, steifes Papier zwischen die Finger. Das überraschte sie . . . was konnte das wohl sein? Sie zog es vom Boden des Koffers herauf und nun erst erkannte sie es . . . es war dasselbe Blatt, das sie in einem Bande des im Pavillon des Doktor philippischen Gartens als Nachlaß seines verstorbenen Vaters zurückgebliebenen botanischen Werkes gefunden hatte. Es war bei ihr ganz in Vergessenheit geraten, da sie dafür kein Interesse hatte. Jetzt überflog sie es aus Neugier, sie erinnerte sich wohl, daß sie es schon früher gelesen, aber der Inhalt des in steiler Handschrift geschriebenen Aufsatzes war ihr so ziemlich ganz aus dem Gedächtnisse verschwunden. Sie fand sich eben im Begriffe, das Blatt wieder auf den Boden des Koffers zu legen, als ein paar dick unterstrichene Zeilen ihre Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen . . . und sie las sie mit Staunen, weil sie sich entsann, daß sie deren Inhalt schon kenne. Hier war die Rede vom Cytisin, dem Gifte, welches zufolge der Beschreibung keine Spuren im Körper des mit demselben Getöteten zurückläßt; ihres geschiedenen Mannes Vater, der alte



Doktor Erasmus Philipp, hatte seinen Sohn darauf aufmerksam gemacht, damit dieser ein Gegenmittel dafür zu entdecken strebe.

Mistress Lucie blieb, nachdem sie gelesen, in starrem Schweigen versunken. In ihr Denken war es wie ein Blitzstrahl gedrungen, daß sie die Urheberin eines Mordes geworden, ohne sich dieser Tat bis jetzt bewußt zu sein. Wie Nebel fiel es von ihrem Denken, sie entsann sich, daß in den ersten Tagen, als sie in Milfordlane bei Mistress Stanhope wohnte, der Master Zecco öfters zur Abendzeit besuchende Spanier Martinez behauptet hatte, jedes Gift lasse Spuren im Körper zurück und sie sich an die Schrift des verstorbenen alten Doktor Erasmus erinnernd, diese herbeigeht habe. Warum sie dies getan, darüber konnte sie sich keine andere Rechenschaft geben, als daß Martinez den Eindruck eines widerwärtigen, anmaßenden Menschen auf sie gemacht hatte, dem sich Zecco, dessen Benehmen gegen sie so freundlich sich zeigte, unterordnete. Nie wäre der Gedanke in ihr rege geworden, daß die durch sie bei beiden Männern bewirkte Kenntnis des Goldregens dieselben zum Giftmorde an Marcella getrieben habe, wenn nicht Zecco durch seine wilden Irrreden in seiner schweren, anscheinend dem Tode zuführenden Krankheit, dies Geheimnis seiner Pflegerin verraten hätte. Und jetzt durchschauerte die Vermutung eines zweiten ähnlichen Mordes ihr ganzes Wesen, sie fühlte sich von diesem sie übermeisternden Denken an eine solche Tat, die sie eben nur Martinez zurechnen konnte, so sehr im Innersten ihrer Seele erschreckt, daß ihr auch die Fähigkeit fehlte, einen Laut darüber zu äußern.

In dieser Erstarrung wurde sie gestört durch die Stimme eines der Boffirer, der mit ihr zu sprechen verlangte und von Mistress Stanhope bedeutet wurde, wieder zu kommen, weil Mistress Lucie sich unwohl fühle. „Es ist ein Unglück, daß Master Zecco sich jetzt garnicht mehr im Atelier sehen läßt, es bringt dem Geschäfte Schaden,“ sagte der Mensch ärgerlich.

„Ich werde gleich öffnen . . . ein wenig Geduld nur!“ rief Lucie laut, barg eilig die Schrift des Doktor Erasmus Philipp in den kleinen Koffer, diesen verschließend und dann ihr Zimmer aufriegelnd. Es war in der Tat nur eine geschäftliche Besprechung, bei der auch Mistress Stanhope zugegen sein durfte.

„Wie sind Sie bleich, meine gute Freundin!“ äußerte die alte Dame, nachdem der Boffirer sich entfernt hatte. „Es wird Ihnen aber auch zu viel aufgebürdet . . . da sollte Master Zecco doch ein Einssehen haben. Das Kassengeschäft macht Ihnen schon so viel zu schaffen und nun gar die Angelegenheiten des Ateliers, denen er doch eigentlich vorzustehen hat . . . es ist zu viel für Sie.“

„Nichts davon, liebe Freundin, Sie wissen, ich liebe es nicht, über meinen Mann abfällig urteilen zu hören.“

„Ich meinte das ja nicht, um ihn . . .“

„Wie Sie es meinen, weiß ich,“ unterbrach jene alle weitere Auseinandersetzung. „Ihrem Charakter nach können Sie es nur gut mit mir und Zecco meinen. Uebrigens wird er sich gewiß bald ändern, wenn es wahr ist, was man Ihnen erzählt hat, daß Sennor Martinez dem Tode so nahe ist.“

„Das ist mir als ganz gewiß versichert worden,“ bestätigte Mistress Stanhope eifrig.

„Nun, dann fällt von selbst das Hindernis weg, welches Zecco bis jetzt mir entfremdet hat. Meine liebe Freundin, sprechen wir nicht mehr über diesen mir verhassten Gegenstand, er berührt mich zu unangenehm.“

Die Freundschaft zwischen Martinez und Zecco war für alle die bewundernswert, welche diese beiden Männer nicht näher kannten und glaubten, sie wären einander von Herzen zugetan. Der Ausspruch des den Sennor behandelnden Arztes, daß sein Patient es bald überstanden haben werde, rückte mit jedem Tage seiner Verwirklichung zu; Martinez konnte sich nur mit Mühe noch verständlich machen, seine sonst kräftige, wenn auch rauhe Stimme war zu zischen, mühsamen Lauten herabgesunken, sein dunkles Gesicht zeigte sich binnen kurzer Zeit eingefallen. Zecco saß halbe Tage lang an seinem Schmerzenslager, er durfte nicht mit ihm sprechen, um den so sichtbar dem Tode Verfallenen nicht aufzuregen, seine Schmerzen nicht noch zu vermehren . . .

es war ein fürchterlicher Krankenwärterposten, den er freiwillig übernommen und dessen Einfluß sich so deutlich in seinem Gesicht zeigte, denn es schien blutleer geworden, ein gelblicher Hauch breitete sich darüber.

Und doch war es seltsam genug, daß der vor ihm liegende Spanier ihn zuweisen mit einem Blicke streifte, aus dem kein Dankgefühl für die treu bei ihm gehaltene Wacht sprach, sondern ein schlecht verhaltener Hohn, und warum dieser? Martinez war nicht zu täuschen. Er erkannte sehr gut, daß Zecco durch seine Ausdauer am Krankenbett ihm durchaus nicht ein Zeichen treuer Freundschaft zu geben beabsichtigte, sondern der zitternde Sklave seiner Angst war, der es dem Sterben so nahe sich Befindenden unmöglich machen wollte, den Verrat an ihm zu begehen, daß er mittels seines Beistands einen Giftmord an Marcella verübt habe.

Tiefe Stille herrschte in dem Krankenzimmer. Der Spanier stöhnte unter einem Anfall von Schmerzen, dann lag er wieder ruhig, jedoch nur für eine kurze Weile, nach dieser winkte er Zecco zu sich und als dieser zu ihm herangetreten und zu seinem Munde sich niedergebeugt hatte, zischte er ihm zu: „Heute wird's aus.“

Zecco trat erschrocken zurück.

„Bleibe!“ Nach einigem Nöcheln stammelte der Sterbende: „Im Bücherschrank . . . links im hintersten Eck, wo . . . eine Pause folgte . . . die Römer stehn . . . eine Phiolen . . . hole sie. Zecco eilte ins Nebenzimmer und kam schnell zurück. „Soll ich dir eingeben?“ fragte er, den Inhalt in der Phiolen gegen das Licht des überhangenen Seitenfensters haltend. Es war eine helle bräunliche Flüssigkeit darin.

„Nein! nein! Stecke sie ein . . . wirf sie in die Themse . . . 's ist Cy . . .“ Martinez hatte das mühsam hervorgestammelt. Die große Anstrengung dabei machte ihn für eine lange Weile unfähig weiter zu sprechen, bei dem unheimlichen, nur dann und wann durch die rasselnden Atemzüge des Spaniers unterbrochenem Schweigen, zitterte Zecco am ganzen Leibe. Er konnte sich nicht täuschen, der letzte Rest der fast ganz verbrauchten Kraft begann sich bei dem Sterbenden zu regen, sein eingefallenes Gesicht nahm jenes Grau an, welches das baldige Ende des Blutumlaufs andeutet, seine tief markirten Züge zuckten immer stärker, seine kurz vorher geschlossenen Augen starteten gläsern in eine dunkle Ecke des Zimmers. Da es dem von Angst durchfröstelten Zecco schien, als bewege er die Lippen, faßte er Mut und trat ihm näher. Die weiche Wollendecke, mit welcher auf Befehl des Arztes der Fußboden überbreitet worden, um den von Schmerzen Gequälten vor jedem harten Auftreten eines seinem Lager Nahenden zu bewahren, sog auch das Geräusch seines vorsichtigen Schrittes ein und als er ganz nahe bei ihm stand, sah er, daß er sich nicht geirrt, zwischen den bewegten blutlosen Lippen gingen unverständliche Zischlaute hervor. Zecco beugte sich langsam zu ihm nieder und hörte ihn sprechen: „Meine Toten dort . . . meine Toten . . . sie . . .“ Die Zischlaute verstummten, ein heftiger Krampf schüttelte plötzlich seinen Körper. Wie vom letzten Atom des noch in ihm glimmenden Lebens emporgeschneilt, richtete sich der Sterbende auf mit dem Schrei: „Die Königin! . . .“ und sank auch sogleich in die Kissen zurück.

In demselben Moment war auch der Arzt eingetreten. Nicht der so eben Gestorbene bedurfte seines Beistandes mehr, allein der noch Lebende, Zecco, war totenbleich neben dem Sterbebette auf einen Stuhl niedergefallen. Durch eine starke Essenz, welche der Doktor bei sich führte, wurde er der Ohnmacht entrisen, die sich seiner bemächtigt hatte. Sein Wärterposten bei Martinez hatte seine Endschafft erreicht.

Es war auch ein Todesstoß, den Zecco davon getragen, nicht einer, der ihn niederstreckte, doch einer, der sein geistiges Wesen so schwer erdrückte, daß sein Denken ein fast gestörtes war. Wie geistlos begleitete er des Spaniers Leiche zu Grabe und kehrte eben so von diesem zurück.

Vor ihm hatte sich ein Geheimnis aufgetan, das ihn bis ins Innerste seines Lebensmarkes mit immer sich erneuenden Schauern durchfröstelte. Was bedeutete der letzte Angstschrei



des unter qualvollen Leiden Dahingeshiedenen? War er das Resultat eines trügerischen Wahnes, der bei ihm feste Wurzel gefaßt, da er noch vor dem Tage der Abführung der Leiche der Königin die allgemeine Meinung, die hohe Frau sei vergiftet worden, von vielen hatte aussprechen hören? Oder war dessen Ausruf im letzten Lebensaugenblicke der Weheschrei eines mit der schwersten Sündenschuld belasteten Gewissens? Er vermochte dies Rätsel nicht zu lösen und somit auch nicht die furchtbare Pein zu mindern, welche nicht von ihm abließ. Er wurde von nun an in seinem Wesen ein anderer, als er bisher war. Selten verließ er die Galerie und deren Atelier, aber er war schweigsam geworden, tiefersinnig. Man sah es dem finster vor sich hinsinnenden Manne an, er brütete über schwere Gedanken, die er nicht bemeistern konnte. Und wenn es noch eine Freude für ihn gab, so war es eine, die er an einem seiner Werke fand, vor dem sehr oft große Gruppen Beschauer standen und sich desselben erfreuten: die Anbetung des Jesuskinds durch die drei Könige des Morgenlandes.

Bei Tage war er umgänglicher, als wenn der

Abend niedersank, dann quälte ihn sichtbar Unruhe, er wich jedem aus, der auf ihn zukam, als wolle er mit ihm sprechen.

Wurden die Säle beleuchtet, verließ ihn zwar diese Scheu, aber er entzog sich doch jeder möglichen Begegnung ihm sehr wohl-



Die Eröffnung der St. Gotthard

bekannter Personen. Niemand zweifelte, daß er geistesgestört sei, und niemand behelligte ihn. Mißtreß Lucie beobachtete ihn

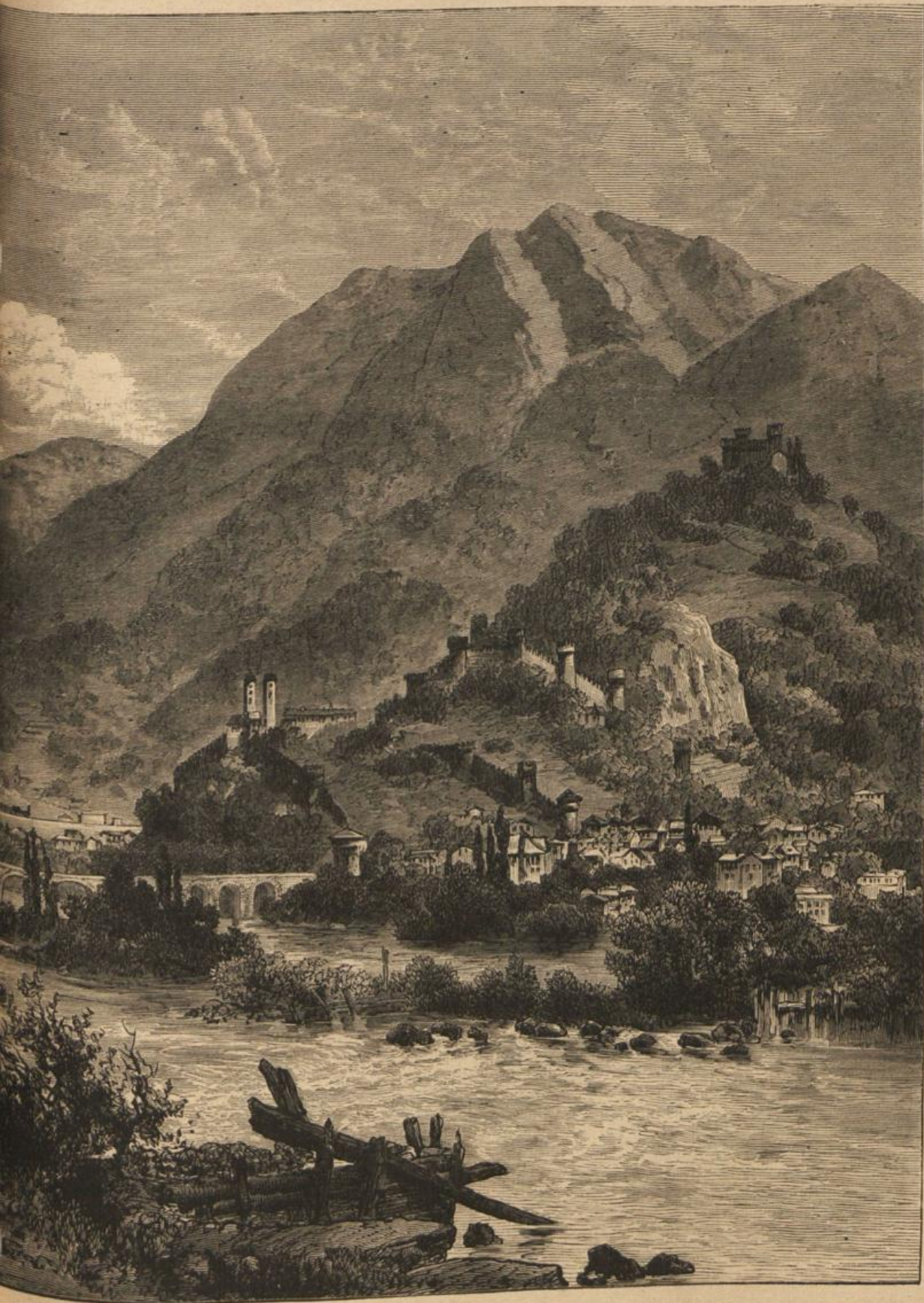


zuweilen ungesehen von ihm, ihre Hoffnung, daß er sich von diesem traurigen Leiden allmählich werde erholen können, verlor

Geist, lag im Grabe, daß aber dessen Einfluß noch so nachwirkte, war ihr unerklärlich. Ein Arzt gab ihr die Tröstung,

daß sich sein Nebel wohl mindern würde, wenn die schweren dicken Herbstnebel, welche jetzt nur selten den blauen Himmel sichtbar werden ließen, sich bei Eintritt winterlichen Frostes verzögen und ihm dadurch Bewegung im Freien und vor allem die Einatmung frischer Luft möglich wäre, die ihm selbstverständlich in den von Räucherungen durchdrungenen Sälen der Galerie fehle. Für Lucie war das einleuchtend, sie konnte nichts mehr wünschen, als eine so leicht herbeigeführte Veränderung seines Zustandes auf diesem natürlichen Wege.

An einem der ersten Novemberabende, an welchem ein heftiger Weststurm die Straßen durchfegte und die Fenster klirren machte, wandelte Zecco mit finsterner Miene in seinem Zimmer auf und ab. Seine Stirne war mit Zornfalten bedeckt, er hatte jedenfalls, ehe er aus den Sälen der Galerie heraufgekommen, einen bedeutenden Neger gehabt, der ihn sogar darauf vergessen ließ, seinen Frack aus- und seinen bequemen Hausrock anzuziehen. „Verdammt sei die alte Hege,“



bn-Station Bellinzona. (Seite 571.)

immer mehr an Zuversicht. Welcher Ursache dieses neue Unheil zuzuschreiben war, blieb ihr unbekannt. Martinez, sein böser

murmelte er vor sich hin. „Warum reizt sie mich an, als sei ich ihr Busenfreund? . . . was habe ich mit ihr zu schaffen? . . .“



nichts, nichts!" Sein Zorn sank indes allmählich von der Höhe des Eifers, mit dem er sich demselben überlassen. Um so ruhiger er wurde, desto mehr schien er zu der Ueberzeugung zu kommen, daß die Ursache, die ihn in diese Aufregung versetzt hatte, doch eine sehr geringfügige gewesen sei. Was war es weiter gewesen, als daß ihm kurze Zeit vorher, ehe er in sein Zimmer hinaufging, die alte „Hensler Velle“ seine ihm im Gedächtnis gebliebene sehr widerwärtige Bekannte vom Dreikönigstage her, mit anderen ihres Gleichen aus dem „Verbrecher-Salon“ kommend, begegnete, die hart an ihm vorüberstreichend, ihm lachend zuflüsterte: „s

fehlt einer! Vergeßt's nicht.“ Das hatte ihn schwer erregt, jedoch er war wieder ruhiger geworden und wechselte nun seine Oberkleidung, sich dann auf's Sopha streckend. Seine größten Feinde waren seine Gedanken. Wenn er allein war, setzten sie ihm furchtbar zu und gingen dann, wenn er sich abgemüht fühlte, sehr oft in seine Träume über, aus welchen er meist angstschwitzend aufwachte und für die Nachtdauer es mit dem Wiedereinschlafen meist gänzlich vorüber war.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Satire der Alten.

Von Dr. Richard Ernst.

(Schluß.)

Nach Horaz haben die Satire gepflegt Persius, Juvenal und Petronius. Juvenal's Satiren sind wahrhaft furchtbare Schilderungen römischer Korruption und legen mit rücksichtslosem Zorn und erschreckender Wahrheit die Elendigkeit der Männer und die kolossale Schamlosigkeit der Weiber, die Habgier, Bestechlichkeit, Heuchelei, Niedertracht Heiligkeit und Frechheit, kurz den ganzen Gräuel moralischer Fäulnis bloß, an welcher das kaiserliche Rom krankte. Juvenal, sagt Scherr, hat die Farben stark aufgetragen; aber wenn man die übereinstimmenden Historiker als Zeugen abhört, wird man die Richtigkeit seiner Farbung anerkennen müssen. Für alle Zeiten steht er unbedingt als einer der größten Sittenmaler da und namentlich in seiner furchtbaren sechsten Satire ist etwas von dem Geiste, womit Dante sein Inferno dichtete, Machiavelli seine Prinzipe schrieb und Michel Angelo sein Weltgericht malte. Dagegen wälzt sich Petronius, der am Hofe des Nero ein Amt bekleidet haben soll, mit Behagen im Schmutze der Sittenlosigkeit. Er schildert uns in seinem berühmten „Satirikon“ mit märchenhafter Unverschämtheit, aber auch zugleich mit stilistischer Meisterschaft die Zeiten des Tiberius, des Kaligula, des Klaudius und Nero, der Agrippinen und Messalinen, Zeiten, wo Laster und Frevel sich zu wahrer Tollheit steigerten, Zeiten, in welchen die Sprößlinge der edelsten Römergeschlechter sich von den erbärmlichsten Tyrannen feige hinwegliehen, nachdem sie vor den elendesten Günstlingen im Staube gekrochen; Zeiten, wo ein Kaligula es wagen durfte, sich für den alleinigen Herrn des Vermögens aller Römer zu erklären, wo mit der sklavenhaftesten Geduld und Unterwürfigkeit der Männer die ekelhafteste Unzüchtigkeit der Weiber sich verband, wo es guter Ton war, sich öffentlich der naturwidrigsten Bestialität hinzugeben. Diese Zeiten, wo alle Altersstufen, Geschlechter und Klassen bei hellem Tage in viehischer Genußsucht wetteiferten, stellt Petronius uns vor Augen.

In den Gedichten des Martial, der arm und unbekannt aus dem spanischen Bilbilis nach Rom gezogen war, um sich unter Domitian im Glanze des Hofes zu sonnen, aber nach langen Tagen der Not und Entbehrung enttäuscht und arm wieder in die Heimat zurückkehrte, hat sich das schwere, doppelschneidige Schwert der Satire, wie es Juvenal gehandhabt, zum leichten aber giftigen epigrammatischen Bolzen verwandelt. Er hat 14 Bücher Epigramme hinterlassen, welche das von dem jüngeren Plinius über ihn gefällte Urteil bestätigte, daß er nämlich geistreich, witzig und beißend sei und Salz und Galle in seinen Schriften bis zum Ueberfluß sich finden. Plinius hätte hinzufügen können: auch eine gehörige Anzahl von Boten. — In den zahlreichen satirischen Schriften des Lucian (130—200 n. Ch. aus Samosate in Syrien), des witzreichsten Schriftstellers unter den Alten, verspottet der Autor mit unerschöpflicher Laune und treffendem Witz die Gebrechen und Verfehrtheiten der Zeit, vor allem die Gleisnerei, den Mystizismus und den religiösen Aberglauben, sowohl in dem absterbenden Heidentum mit seiner

Mythen- und Fabelwelt, seinen Opferfesten, Symbolen und Ceremonien, als auch in dem durch Märtyrer- und Heiligenwesen, durch Wunderglauben und Schwärmerei bereits entstellten Christentum. Auf gleiche Weise ergießt er die Lauge seines Spotts über die sittliche Verfunkenheit und das leere, eitle Treiben großer Städte, über das Jagen und Haschen nach Ehren und Genüssen, über die Unverschämtheit, Hoffart und Eitelkeit der Gelehrten und Philosophen, welche die abgedroschenen Grundsätze und Aussprüche ihrer Lehrmeister im Munde führen und mehr Gewicht auf die äußere Erscheinung, auf Bart und Philosophenmantel legen, als auf praktische Grundsätze für das Leben, über die geistlose und schwülstige Art der Geschichtsschreibung; auch die verkehrte Erziehung zieht er in den Bereich seiner witzigen Ausfälle, immer in der Absicht, neben einer heiteren, geistreichen Unterhaltung auch Besserung zu wirken, lachend die Wahrheit zu sagen (ridendo dicere verum) wie Horaz sich ausdrückt\*).

Wenden wir uns wieder von der Satire im Sinne jener speziellen von den Römern kultivirten literarischen Gattung zum allgemeinen Begriff der Satire als Verhöhnung von Torheiten und Fehlern, so müssen wir auf das Volk zurückgreifen, das, wie auf sämtlichen Kulturgebieten überhaupt, so besonders auf dem Gebiet der Poesie und Literatur bahnbrechend war, das alle Völker des Altertums an Bildung übertroffen hat und daher alle Zeiten mit seinem Lichte bestrahlt, auf das Land der Freiheit, der Schönheit, der Humanität, auf Griechenland.

„Seinen Jambus erfand des Archilochos Grimm sich zur Waffe“ sagt Horaz in seinem Briefe an die Brüder Piso über die Dichtkunst. Der Jambus (von dem gr. iambizein spotten, lästern, fluchen, oder von iáptein werfen, schleudern\*\*) war eine beißende Darstellung gewisser lächerlicher Torheiten, Schändlichkeiten und Laster einzelner oder mehrerer Personen in Versen, deren Füße je aus einer kurzen und einer langen Silbe — bestehen. Als dessen Erfinder bezw. Hauptrepräsentant gilt Archilochos aus der Kykladeninsel Paros, der genialste aller älteren hellenischen Dichter, Zeitgenosse entweder des Romulus oder des Tullus Hostilius. Nach dem literarischen Mythos hatte ihm ein gewisser Dylambes die Hand seiner Tochter Neobule, die er ihm früher zugesagt hatte, verweigert. Dafür wurde er von Archilochos mit einem Spottgedicht angegriffen, das so schneidig und treffend gewesen sein soll, daß Dylambes sammt seinen Töchtern aus Scham und Verzweiflung sich erhängt haben. Neben Archilochos, welcher von den Alten an Genie und Popularität dem

\*) Es gibt kaum einen klassischen Schriftsteller, sagt Letteris in seinem hebräisch geschriebenen Werk Hazephirah, der auf das moderne Leben so anwendbar wäre wie Lucian. Man nehme irgend eine seiner Schriften und vertausche die Namen darin mit Persönlichkeiten der Gegenwart und man wird staunen und glauben, die Schrift sei erst gestern verfaßt worden.

\*\*) Nach einer Sage hieß eine Jofe der Göttin Demeter (Ceres) Jambé, welche den Kummer der Göttin über ihre geraubte Tochter Persephone (Proserpina) durch allerlei Scherz zu zerstreuen suchte.



Homer nahegestellt wurde, von dem uns aber nur wenige Fragmente gerettet wurden, standen als Satiriker besonders in Ansehen Simonides (670 v. Ch.), der seine Geißel besonders über das schöne Geschlecht schwang, und Hipponax aus Ephesus (540 v. Ch.). Der letztere, klein, hager und mißgestaltet, wurde, der Sage nach, von dem Bildhauer Bupalus in karikirender Uebertreibung dargestellt und rächte sich dafür mit Spottversen, durch welche er überhaupt seinen schlimmen Zeitgenossen furchtbar wurde. Eine hipponaxische Lobpreisung hieß daher bei den Alten ein poetisches Pasquill.

Seine größten Triumphe feierte jedoch der Geist der Satire bei den Griechen in der Komödie, dem Haupttummelplatz des satirischen Geistes. Es wird notwendig sein, bevor auf dieselbe eingegangen wird, einiges über das griechische Drama zu bemerken. Das griechische Drama, sagt Scherr, erscheint eng verknüpft mit Athen, der glorreichen Stadt, in welcher sich überhaupt alle vereinzelt Strahlen hellenischer Kultur wie in einem Brennpunkte sammelten, von welchem sie über den Erdbreis ausgehen sollten. In dem verhältnismäßig engen Raum von Attikas Hauptstadt drängte sich binnen einer kurzen Reihe von Jahren eine große Zahl ausgezeichnete Männer zusammen, um, begünstigt von der Freiheit eines demokratischen Gemeinwesens, im Staatsleben, in Wissenschaft und Kunst eine Fülle von Weisheit und Schönheit zu offenbaren. Athen war so recht die Stadt der Intelligenz der alten Welt. Hier lenkte ein Perikles den Staat; hier brachte ein Phidias die höchsten Anschauungen und Gedanken des Hellenismus zur edelsten, vollendet schönen künstlerischen Erscheinung; hier lehrten nach einander Sokrates, vom delphischen Orakel als der Menschen Weisester begrüßt, und Platon, der „Homer der griechischen Philosophie,“ und Aristoteles, der univierselle und systematischste Kopf des Altertums. Aus Solons Gesetzgebung hatte sich hier die Demokratie entwickelt, diese der Vernunft am meisten entsprechende Staatsform, weil sie allein vom Recht des Menschen ausgeht und jedem Möglichkeit und Raum gibt zur freien Entwicklung seiner Fähigkeiten und Kräfte gegenüber dem Drange des Bedürfnisses und der Schranke des Gesetzes. Innerhalb dieser Demokratie, welche seit Athens hochherlicher Rolle in den Perserkriegen das Hellenentum politisch und geistig repräsentirte, entwickelte sich die höchste Kunstform der griechischen Poesie, das Drama.

Die Anfänge der griechischen Dramatik verlieren sich in das Dunkel der Sage und ihr Ursprung führt auf den religiösen Kultus des Gottes Dionysos (Bacchus) zurück, wo man anfangs die begeisterten lyrischen Gesänge, die sog. Dityramben, welche von Chören zu Ehren des Gottes vorgetragen wurden, mit Tanz und Geberden verband, bis man allmählich zur Darstellung des Inhalts dieser Gesänge mittels Rede und Handlung überging. Diesen Uebergang soll zuerst Solons Zeitgenosse Thespis gemacht und sich zur Schaubühne eines mit Brettern bedeckten Karrens (Thespiskarren) bedient haben und zwar derart, daß er auf dem Karren oder Wagen eine bekannte Person in Bewegung, Geberden, Reden und Handlung nachahmte, während der Chor, damals noch als Satyre verkleidet, um den Wagen herum tanzte. Der erste Gegenstand, den Thespis in dieser Weise „auf die Bretter brachte,“ war kein Geringerer, als Solon selbst. Aus der einzelnen darstellenden Person wurden allmählich mehrere Schauspieler, zum Monolog gesellten sich Wechselgespräche. Auf diese Weise entwickelte sich das Drama und schon zur Zeit der Perserkriege und in den nächsten Jahrzehnten blühten die größten dramatischen Dichter Aeschylos, Sophokles und Euripides, welche das ernste Drama, das Trauerspiel, die Tragödie\*)

\*) Das Wort Tragödie wird gewöhnlich Vödsgejang übersezt (von tragos Voad und ode Gesang), indem entweder der Siegespreis bei den Wettgesängen ein Voad gewesen sei, oder bei den Dionysosfesten ein Voad geopfert wurde, oder auch weil der singende und tanzende Chor Satyre vorstellte, welche zum Gesolge des Bacchus gehörten und mit Vödsfüßen abgebildet wurden. Wahrscheinlicher aber erscheint die Ableitung von abgebildeten, Trübermost, indem die Winzer an den Bacchusfesten trix Weinhefen, Trübermost zu bekränzen und ihr Gesicht und ihre Hände sich mit Schilf und Epheu zu bekränzen und ihr Gesicht und ihre Hände mit Weinhefen zu beschmieren bzw. zu schminken pflegten. Das Wort würde also mit Kelter- und Mostgejänge wiederzugeben sein.

zur höchsten Vollendung brachten. Auf die Tragödie folgte häufig ein scherzhaftes Satyrspiel, von dem uns nur ein einziges Muster aufbehalten blieb: „Der Ryskop“ von Euripides, ein köstliches Stück. Aus diesen Satyrspielen entwickelte sich die griechische Komödie\*), die etwas später als die Tragödie ihre höchste Blüte erreichte. Man unterscheidet an der attischen Komödie eine alte, eine mittlere und eine neuere. Die wahre und rechte ist die alte, d. h. die politische, welche in schrankenlosem Walten des Spotts Zustände und Personen der Wirklichkeit und Gegenwart zu ihrem Vorwurf nahm (während die Tragödie ihren Stoff den Mythen und Heroensagen entnahm). Auch in der Komödie war es Athen, wo dieselbe ihre volle Bedeutung als Kunstform erhielt und hier zeigte sich in ihr ein absolut demokratischer Geist, der mit einer schrankenlosen Freiheit, wovon uns polizirten Epigonen die Haut schaudert, alle göttlichen und menschlichen Verhältnisse, den Staat in seiner Gesamtheit wie in seinen einzelnen Repräsentanten und Führern, in das Bereich der Komik, der Ironie, des Wizes und Hohnes hereinzog und das ganze politische, sittliche und geistige Leben der damaligen Zeit malte und strafe. Platonius, ein alter Schriftsteller über Komödie, bestimmt ihren Zweck deutlich dahin: „daß die Rechtsgleichheit eingeführt und das Volk zur höchsten Gewalt in Staatsfachen erhoben würde.“

Die Freiheit der Komödie war gesetzlich sanktionirt, Perikles selbst mußte ihren Spott vielfach ertragen und sogar ein Aeon, der von ihr so heftig und bitter verfolgt, so schonungslos an den Pranger gestellt wurde, wagte es nicht, ihr Zügel anzulegen. Die attische Komödie, sagt N. Nikolai, die jüngste Form der griechischen Nationalpoesie, von Kratinos begründet und von Eupolis veredelt und reich patriotisch befruchtet, gedieh unter den Händen geistesverwandter Wortführer zum Organ der Deffentlichkeit und entfaltete, zeitweilig durch Beschränkungen von Staatswegen und durch Gewalt niedergehalten, in Perikles' Zeitalter schnell und mächtig unter dem Schutz der erstarkenden Demokratie ihre volle Blüte. Erfindereich und ohne an Tradition oder überlieferte Formen gebunden zu sein, folgt sie frei, mit Satire und Parodie gerüstet und getrieben vom Geist des Wizes, der Laune und des Mutwillens, dem Zuge ihrer Genialität, sucht, indem sie Ernst unter Scherz, Kontrast und Frivolität verhüllt, zu ergözen, den Geschmack zu läutern und das Urtheil der Menge frei und intelligent zu machen. Nicht als leichtsinnige Volksbelustiger oder Umstürzler, sondern als Vertreter der Freiheit, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß Athen, die Metropole des Ruhms und Glanzes, dem Versall entgegenziele, geboten die Komiker Einhalt und Vernunft, da es noch Zeit war. Vor ihrem Richterstuhl erfährt alles, was täuscht, zuchtlos ist und Wunden zeigt, im Staatsleben, in Gesellschaft, Schule, Haus, Kunst, Literatur und Religion, eine nicht tiefe, aber strenge und wohlmeinende Zensur ohne Gunst und Unterschied: der erhabene Olympier Perikles in seiner menschlichen Schwachheit, der Demagog wie der Aristokrat, der kriegslustige, verhätschelte Alkibiades wie der gefürchtete Sykophant, die ganze Bürgererschaft in ihrer Schlawheit, Unschlüssigkeit und Urtheilslosigkeit, in ihrer Laune, Willkür und Ueberhebung, in ihrer Prozeßsucht und Geldgier; die modesüchtigen, unsittlichen Weiber, die unreife, von sophistischer Krankheit angesteckte Jugend, die Auswüchse des Geschmacks in Poesie und Kunst, kurz alles was der öffentlichen Kritik bedurfte. Selbst Götter und Heroen mußten es sich gefallen lassen, in ihren Schwächen und Blößen dargestellt und unsterblich lächerlich gemacht zu werden. Die alte Komödie, welche im athenischen Gemeinwesen dieselbe Bedeutung hatte wie in den neueren Staaten die Tagespresse der Opposition, gibt so das schönste Zeugnis sowohl von der großen Ausdehnung der demokratischen Freiheit in Athen, als von dem gutmütigen Humor des Volkes, das solche Strafreden und Züchtigungen über sich ergehen ließ, und von dem sittlichen Ernst der Dichter.

\*) Komos ein feierlicher Auf- oder Umzug, also Umzugslied, festlicher Prozessionsgejang.



Als Schöpfer und Vertreter der Komödie, dieser „Tat der absoluten Heiterkeit“, wie sie Röscher genannt hat, werden folgende Namen genannt: Epicharmus, Phomis, Krates, Kratinus, Magnes, Eupolis, Pherekrates, Amipias, Phrynichos, Theophilos, Telekides, Philomedes. Sie alle aber überragt um Hauptes Länge Aristophanes, der „ungezogene Liebling der Grazien“, der „Grazienschlingel des Altertums“, schlechtweg der Komiker genannt, der zur Zeit des peloponnesischen Kriegs zu Athen als Bürger lebte. Aristophanes' Phantasie ist ungemein reich, seine kritische Kraft erstaunlich, seine Gestaltungsmacht bewundernswert, sein Stil neben haarsträubender Jotenreißerei auch des hochpatetischen Ausdrucks und leichtester Grazie fähig. Sein Genie glänzt in der Beherrschung von Gegensätzen, wie sie nur das Lustspiel enthalten kann, in schöpferischer Erfindung neuer überraschender Bilder, in sprudelnder Fülle scharfen tecken Spottes, der selbst die höchsten Götter nicht schonte, unterstützt durch einen gewandten, fließenden Dialog voll attischer Laune, wie in der Kunst, mit Leichtigkeit von Scherz zum gebiegenen Ernst überzugehen. Schon im Ton, im Rhythmus und Ausdruck künden sich Charakter und Situation an, hier Mutwille und Keckheit, dort Pracht oder Ernst und Würde. In wohlklingenden von Harmonie getragenen Versen entfaltet Aristophanes, das Prototyp des glücklichsten Humors, die Eleganz und Reinheit einer kanonischen Sprache, die reich mit den edelsten Schätzen des tragischen und populären Stils geklärt, schwungvoll in Ton, anschaulich durch Bild und sinnig, lebendig im Vortrag, spruchreich, könnig und präzise ist und auch in den jüngsten Dramen, wo das Feuer erkalte, der Vortrag öfter an die gewöhnliche Konversation streift, der Dialog lässig, weit-schweifig und geschwäzig wird, noch leicht, fließend und farbenprächtigt bleibt.

Aristophanes war der Liebling der Alten, seine Komödien werden Werke von göttlicher Kunst genannt und er wird gepriesen als der mutige Sänger, der hellenischen Sitte Maler und der komischen Kunst Meister. Dem „göttlichen“ Platon selbst wird das Epigramm zugeschrieben:

Als die Chariten\*) einst einen ewigen Tempel sich suchten,  
Wählten, Aristophanes, sie deine Seele dazu

und es heißt, er habe Aristophanes' Werke stets unter seinem Kopfstück gehabt. Von den 50—60 Komödien, die Aristophanes geschrieben, besitzen wir noch 11. Diese Reliquien sind ohne Zweifel die Blüte der alten Komödie und sie sind eine unerschöpfliche Fundgrube des pikantesten attischen Salzes, welche sowohl von der tiefen Menschenkenntnis, dem Wahrheitsinn und der Vaterlandsliebe des Dichters Zeugnis geben, als von dem Reichtum seiner Phantasie, die im Himmel wie auf Erden, unter Barbaren wie unter Hellenen wandelt und überall ein Feenland schafft, in welchem dennoch die Wirklichkeit sich spiegelt. Nur muß man, um sich voll daran zu erquicken, nie vergessen, daß er nicht für ein Polizeivolk wie wir sind, sondern für ein Naturvolk dichtete, welches, die Abstinenz und Prüderie nicht kennend, vor dem Nackten nicht heuchlerisch zurücktrat und bei dem daher alles Natürliche seine Berechtigung hatte. Unter den Meisterwerken des Aristophanes das Meisterwerk ist das Lustspiel „Die Vögel“, worin der Dichter die Athener bei Gelegenheit jener unheilvollen Expedition, welche mit dem Untergang des athenischen Heeres endigte, von ihrer schwindelnden Unternehmungsjucht, von ihrem leichtfertigen Bauen von Lustschlössern abzumahnern sucht, indem er ihre maßlosen Entwürfe und hochfliegenden Pläne verspottet durch eine von den unruhigen Athenern in den Lüften aufgerichtete Vogelrepublik Wolkenkuckucksheim. Ein Züllhorn von Schönheit schüttet er häufig in seinen Chorgesängen aus. Um eine einzige kleine Probe aristophanischer Poesie beizufügen, sei aus den Vögeln die Stelle angeführt, wo der Wiedehopf die Nachtigall ruft:

Auf, traute Gespielin, verheuche den Schlaf,  
Daß strömen der heiligen Lieder Musit  
Aus der göttlichen Kehle, die klagend ertönt,

\*) Grazien.

Wenn um Ithys\*) du weinst, un'er Schmerzenskind,  
Auswirbelnd in tränenbenetztem Gesang  
Deine bräunliche Brust.  
Rein schwingt sich der Schall durch der Erde Gezweig  
Nachhallend empor zu dem Throne des Zeus,  
Wo der goldengelodete Apollon ihm lauscht,  
Und die elfenbeinerne Harf' anschlägt,  
Zu erwidern dem Klagegetön', und den Reih'n  
Der Olympier führt;  
Dann weht von unsterblichen Lippen ein Hauch,  
Einstimmend mit dir,  
In der Seligen göttliche Klage\*\*).

Damit verlassen wir den Aristophanes, in dem die alte Komödie ihre höchste Blüte erreicht hat. Mit dem Untergang der unumschränkten Demokratie hörte die alte Komödie auf und als die 30 Tyrannen die persönlichen Angriffe auf der Bühne verboten, entstand als Uebergang zur neueren die mittlere Komödie, welche einen bei weitem zahmeren Ton anschlug. Die frühere Verhöhnung angesehenen Machthaber im Staate mußte unterbleiben und die Muse des komischen Teaters sich darauf beschränken, die Lächerlichkeiten der Menschen im allgemeinen oder doch nur einzelner Stände und Menschenklassen untergeordneten Ranges, wie Handwerker, Bauern, Schmarozger, Hetären u. zu verspotten. Dabei gab man in gehaltreichen Sprüchen und Sätzen eine gesunde, den Verhältnissen der bestehenden Gesellschaft angemessene Lebensphilosophie. Unter den Komikern dieser Periode sind besonders zu nennen Antiphanes aus Rhodos (circa 380 v. Chr.); Anaxandrides; Alexis aus Thuri und Timokles, ein Zeitgenosse des Demosthenes. Die durch die mittlere Komödie angebahnte Umwandlung vollendete sich in der neueren Komödie, welche in der monarchischen Zeit wurzelt, noch gemäßigter und ehrbarer auftritt und in ihrem jezigen Begriff von Lustspiel entspricht. Die Dichter erfanden eine ordentliche Fabel oder Intrigue, deren Handlung sich im häuslichen und bürgerlichen Leben bewegte. Familienverhältnisse, Liebeshändel und dergleichen bildeten den Stoff dazu. Ihre Vorzüge bestehen in Sittenschilderung und Charakterzeichnung. Von politischen Beziehungen hielt man sich wohlweislich fern. Listige Sklaven, lockende Hetären, feurige Liebhaber, polternde oder gutmütige Väter, leichtsinnige Söhne, militärische Prahlhänse u. waren stehende Bühnenfiguren. Der Einförmigkeit des Stoffs entsprach die herabgestimmte, ordinäre Sprache, der matte Ton und die eintönige, unferrekte Metrik. Der berühmteste Lustspielsdichter dieser Art war Menandros aus Athen, (342—290). Er war das Vorbild des römischen Komödiendichters Terenz, wie sein älterer Zeitgenosse Philemon mit seinem weniger geglätteten Volkston dem Plautus, dem Vater der römischen Komödie, als Muster diente; wie denn überhaupt die Römer ihr poetisches Licht an der Fackel der Griechen anzündeten. Die Genannten, Plautus († 184 v. Ch.) und Terenz († 159 v. Ch.), beide ehemalige Sklaven, sind die bedeutendsten Repräsentanten der römischen Komödie, welche denselben ihre kunstmäßigste Ausbildung verdankt. Ist der erstere, dem im Altertum 130 Stücke zugeschrieben wurden, von welchen aber nur 20 auf uns gekommen sind, durchaus Volkslustspielsdichter, so ist der andere, von denen wir 6 Stücke besitzen, der Schöpfer des höheren Gesellschaftslustspiels. Für die Kraft der Empfindung und Gestaltung, die ihm abgeht, weiß er durch einen gehaltreicheren Stil und zierlichere Verse zu entschädigen. Auf die Entwicklung des modernen Lustspiels übten die Stücke von Plautus und Terenz einen beträchtlichen Einfluß.

Der Geist der Satire beschränkt sich indessen nicht auf die gedachten literarischen Formen, die er aus sich selbst erzeugt hat. Er weiß sich vielmehr überall einzuschleichen und wie der neidische Kobold Puck in den Elfenmärchen treibt er bisweilen seinen Spuk fast in sämtlichen Gattungen der Literatur. Er würzt mit seinem Salze die Reden im Forum wie in den Volkssammlungen und die Lehrvorträge der Philosophen, er lächelt

\*) Ithys, Sohn der Prinzessin Prokne, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde und daher Ithys Ithys ruft.

\*\*\*) Nach der vortrefflichen Uebersetzung von Schnizer, die wir allen, die den Aristophanes nicht im Original lesen können, warm empfehlen.



aus den Gesängen der Epiker, er prickelt selbst in der feierlichen Lyrik. Insbesondere aber schärft er den Pfeil der Epigrammatik und tränkt dessen Spitze mit seiner äzenden Säure. Er tritt auch zuweilen in drastischer Form auf, wie bei dem witzigen Cyniker Diogenes, der z. B. die platonische Definition von Menschen, derselbe sei ein federloser Zweifüßler, auf handgreifliche Weise lächerlich machte. Er brachte einen gerupften

Hahn in die Schule und sagte: Sehet hier den platonischen Menschen. Als er einmal einen ungeschickten Bogenschützen Scheibenschießen sah, stellte er sich gerade bei der Scheibe hin und bemerkte: Hier bin ich sicher, nicht getroffen zu werden. Eine beißende Satire, die auch im 19. Jahrhundert gut angebracht wäre, war es auch, als er am hellen Tage mit einer brennenden Laterne umherging und sagte: Ich suche Menschen.

## Gottsched, Göthe, Lessing.

Ein Stück Kulturgeschichte.

(3. Fortsetzung.)

Im Vorhergehenden haben wir die Zeit, in der die drei Männer wirkten, welche das Thema dieses Aufsatzes nennt, — die Zustände und Menschen, deren Leben und Streben, soweit es für den Zweck unserer Darlegung nötig schien, kurz zu charakterisieren versucht.

Daß eine solche wie jede Kulturgeschichte Epoche sich in den Menschen, die in ihr gelebt haben, widerspiegelt, — wer sollte das nicht natürlich finden?

Sollte, sagen wir, denn es ist eine tausendfältig zu beweisende Tatsache, daß die zur Gewinnung einer auch nur halbwegs vernünftigen Welt- und Lebensanschauung unerlässliche Urteilsreise sich nur bei wenigen Leuten entdecken läßt, jene Urteilsreise, welche den Menschen, eben so gut wie alles, was da ist in der Welt, als ein Geschöpf der ihn umgebenden Zustände, der ihn umgebenden, körperlich und geistig nährenden Welt auffaßt.

So ist es denn auch vielen Kindern der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr zu unrecht übel genug ergangen, da man über sie, ihr Dichten und Trachten, ihr Tun und Lassen urteilte, ohne den Boden in Betracht zu ziehen, dem sie entsprossen sind, die geistige Atmosphäre, welche ihnen die Keime ihres Denkens, die Befruchtung für ihr Wirken zuführte.

Einer von denen, welche solche Unbill in allerhöchstem Maße zu dulden gehabt haben, dessen Namen, soweit man von ihm überhaupt spricht, auch gegenwärtig noch vielfach mit ärgster Mißachtung genannt wird, ist der seinerzeit zu dem Gipfel menschlichen Ruhms emporgestiegene Professor der leipziger Universität, Johann Christoph Gottsched.

Um die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts war er ein ganzes Jahrzehnt lang der unbedingt anerkannte Herrscher und Gesetzgeber im Reiche der schönen Literatur Deutschlands, — ein Menschenalter später ward er allgemein als der Inbegriff aller literarischen Torheit, als ein Muster, wie man nicht schreiben und literarisch streben dürfe, verschrien und verachtet.

Und nicht nur als ein ganz elender Schriftsteller galt er ein Jahrhundert lang, sondern auch als ein jämmerlicher Mensch, ein schlechter Charakter, der die Triebfedern seines Wirkens nur in niederer Selbstsucht gefunden und dem zur Erhöhung seines Ansehens auch die erbärmlichsten Mittel und Wege recht gewesen seien.

Fällt doch selbst einer der gewissenhaftesten Geschichtsschreiber der neuesten Zeit, F. C. Schlosser, über den in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fallenden

Beginn der akademischen und schriftstellerischen Tätigkeit Gottscheds ein wahrhaft vernichtendes Urteil.

„Unter Menkens (des Hofrat und Herausgeber der nach Thomasius Anregung in deutscher Sprache erscheinenden Acta eruditorum) Protection“ schreibt Schlosser\*) „ward Gottsched anfangs ohne wahres Verdienst nur durch die Künste berühmt, wodurch schlechte Schriftsteller und elende Lehrer noch gegenwärtig groß werden. Er machte Partei, er lobte das Elende, er suchte den Lohn geistiger Arbeit nicht in sich, sondern außer sich in Ruf und Namen, er warb kriechend, das Armselige lobend und befördernd, Anhänger, die auf seine Worte schwuren, er rezensierte; machte Lärm und Aufsehen. Wir haben schon oben bemerkt, daß er gleichwohl durch Kleinlichkeit und Niederträchtigkeit der Nation und ihrer Bildung nützlicher ward, als ein großer Geist unter den damaligen Umständen ihr hätte werden können. Ein großer Geist wäre dem herrschenden Pöbel unterlegen.“

Wenn Schlosser hierin zugibt, daß Gottsched der deutschen Nation grade durch die Kleinlichkeit seines Strebens und die Niederträchtigkeit seiner Gesinnung und Handlungsweise befähigt worden sei, dem deutschen Volke nützlich zu werden, so tut er dem Manne entschieden unrecht, wie nicht nur nach dem Stande der gegenwärtigen Forschungen

geurteilt werden muß, sondern auch ohne diese, wenn man nur jene von uns oben gekennzeichnete Objektivität des Urteils walten läßt.

Gottsched trat von vornherein mit der Absicht auf, die deutsche Sprache und dann auch die deutsche Literatur, die, wie wir gesehen haben, beide sehr im argen lagen, zu reformieren. Das war gewiß nicht nur ein löblicher, sondern sogar ein großer Gedanke. Um ihn ausführen zu können, brauchte er eine einflußreiche Stellung, die er sich verschaffen mußte, so wie man sich damals eben Stellung und Namen erwerben konnte.

Er setzte sich daher mit möglichst viel einflußreichen Leuten in Verbindung, schmeichelte ihnen, widmete ihnen seine Schriften und bat sie um ihre Fürsprache; dann warb er sich durch seine 1725 beginnenden Vorlesungen als Magister auf der leipziger Universität und durch sein Wirken in der „deutschtübenden poetischen Gesellschaft“ Freunde und Anhänger, — kurz er bemühte sich, vorwärts zu kommen und Einfluß zu gewinnen, wie es heute noch nicht bloß „schlechte Schriftsteller und elende Lehrer“, sondern die meisten Schriftsteller und Gelehrten — schlechte und gute — tun.



Der Liebesbrief. (Seite 572.)

\*) Geschichte des 18. Jahrhunderts. V. Aufl. Bd. I. Seite 569.



Und heutzutage ist der „Mannesstolz vor Königstronen“ wenigstens eine vielgebrauchte Redensart; heutzutage ist un- zweifelhaft, daß man durch die Tüchtigkeit seiner Leistungen allein, — wenn das Glück gut ist, — auch zur Geltung kommen kann, vor anderthalb Jahrhunderten war von beiden nicht die Rede. Gottsched handelte nicht schlechter, als die andern in ähnlichen Verhältnissen, sondern so gut, als die Guten seiner Zeit, so, als es überhaupt anging, ohne zwischen den Klippen der Vorurteile, an den Untiefen der jämmerlichen Zustände von damals unfehlbar Schiffbruch zu leiden.

Aber er „lobte das Armselige, er machte Lärm und Aufsehen.“ Freilich! Indes das Armselige, was Gottsched lobte, war immer noch besser, als das, was er tadelte, es war das relative Gute, und es ist ihm nirgend nachzuweisen, daß er wider besseres Wissen heuchlerisch angepriesen, was er selber für schlecht hielt. Und daß er Lärm und Aufsehen machte, war sogar sehr vorteilhaft, denn je mehr das Aufsehen wuchs, welches Gottscheds literarische Bemühungen, insbesondere seine Streitigkeiten machten, desto mehr wuchs auch das Interesse an der Literatur überhaupt, — er war es zuerst, der die Mittelklassen der Bevölkerung für schriftstellerisches Wirken zugänglich und empfänglich machte.

Derjenige deutsche Literaturgeschichtsforscher, welchem wir die am tiefsten eindringenden Studien und die wichtigsten Aufschlüsse sowohl über Gottsched als über Lessing und seine Zeit verdanken, Danzel, weiß dem Vielgeschmähten besser gerecht zu werden, als Schlosser.

„Gottsched“, sagt er\*), „hat nicht bloß in dieser oder jener Beziehung oder etwa in besonders vielen Beziehungen Sprache und Geschmack gereinigt, so daß er nur auf demselben Wege fortgegangen wäre, auf welchem ihm andre vorangegangen waren, und seinen Nachfolgern wiederum manches in derselben Weise zu tun übrig gelassen hätte, sondern er hat mit eiserner Konsequenz auf entschiedenen Sinn für Korrektheit überhaupt, auf eine durchgängige Gesckulttheit hingearbeitet. Dafür sind wir ihm bis auf den heutigen Tag Dank schuldig. Er hat dadurch, daß er den Gesichtspunkt der formellen Bildung ausschließlich festhielt, — weshalb er auch, da er auf die Alten hinweisen wollte, vielmehr auf die Auffassung derselben, die sich bei den Franzosen eingebürgert hatte, hinwies, denn diese hatten eben mittels des Anschlusses an dieselben eine ähnliche Periode des Unschmacks überwunden, wie er sie zu bekämpfen hatte, — eine feste nationale Grundlage des deutschen Schrifttums gefunden, auf der wir heute noch fortbauen. Wir verdanken Gottscheden die ausdrückliche, nicht bloß gewohnheitsmäßige Feststellung der deutschen Schriftsprache. Es ist von jeher viel darüber gespottet worden, wie er das Deutsch der oberen Klassen des weisner Kreises als alleinige Richtschnur habe aufstellen wollen und mit welcher Pedanterie er dabei verfahren. Was die letztere anbetrifft, so war sie solange notwendig, bis die Sache sich soweit festgesetzt hatte, daß das Aderweitige als auf jener Grundlage wurzelnd und nicht mehr vor oder neben ihr ausschließend betrachtet werden konnte, und daß er im einzelnen größtenteils mit gesundem Sinn verfahren, zeigt der richtige Takt, mit dem er sich durch die puristischen und orthographischen Bestrebungen der Zeit hindurchwindet. Daß aber Gottsched grade das Weisnische zur Schriftsprache zu machen gesucht, zeugt nicht nur von einem richtigen historischen Blick, da ja die Bibelübersetzung in Sachsen entsprungen war und das Schlesische, welches durch die Dichter der nächst vorhergehenden Zeit verbreitet war, mit dem Weisnischen dem Ursprunge nach dasselbe ist, sondern ist ihm auch insofern zu nichts weniger als einem Vorwurfe anzurechnen, als er selbst von Geburt weder ein Sachse noch ein Schlesier war, und also hierin nicht aus Gewohnheit und Bequemlichkeit, sondern aus Ueberzeugung gehandelt haben kann. — Und hätte er alle Winkel des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation durchsucht, er würde nichts gefunden haben, was besser zu diesem Zwecke (der Regeneration des deutschen Schrifttums) getaugt hätte. Gottsched hat etwas Großes zuwege gebracht, das darum, weil es uns

hinterher als etwas erscheint, das sich von selbst versteht, nur um so größer ist.“

In diesen Worten des trefflichen leipziger Forschers haben sich uns zwei hochbedeutende Seiten der Wirksamkeit Gottscheds enthüllt, einmal seine mit der eifrigen Energie und Beharrlichkeit, die den Mann überhaupt auszeichnete, unterhaltenen Bemühungen, den Sinn für Korrektheit, für Vernünftigkeit, Klarheit und Deutlichkeit in der Schriftstellerwelt zur Herrschaft zu bringen, und dann seine Einführung des weisnischen Deutsch, — welches als der ausgebildetste und ausbildungsfähigste der deutschen Dialekte besonders geeignet war, als allgemeine deutsche Schriftsprache zu gelten, — und damit überhaupt die Schöpfung einer allgemein gültigen Schriftsprache in Deutschland.

Sein Streben nach Vernünftigkeit und Deutlichkeit in den Werken der schönen Literatur mußte Gottsched in Konflikt mit den Schlesiern und ihren Jüngern bringen.

In seinem ersten großen Werke geht er ihnen denn auch mächtig zu Leibe. Dasselbe ist 1730 zu Leipzig erschienen und war betitelt: „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen, darin erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besonderen Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe.“

Wie er den Schwulst und den Unsinn, welche das Grundübel in der Literatur jener Zeit bilden, bekämpft und wie seine Sprache nicht nur den Sprachproben, die wir im Vorhergehenden gegeben haben, weit überlegen ist, sondern sogar dem Hochdeutsch der Gegenwart sehr nahe kommt, mögen folgende kurze Citate aus dem eben genannten Werke beweisen.

„Gewisse Leute“, sagt Gottsched in § 20 der „Critischen Dichtkunst“, verstecken sich in ihren Metaphoren (bildliche, „verblünte“ Redensarten) so tief, daß sie endlich selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. Man sieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klarste Satz wird durch ihren poetischen Ausdruck verfinstert: da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorstellen und empfindlicher machen sollte. Es ist wahr, daß Unverständige zuweilen eine so blendende Schreibart desto mehr bewundern, je weniger sie dieselbe verstehen: allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken, und wenn derselbe gar nicht oder doch kaum zu erraten ist, so schmeißen sie ein solch Gedichte beyseite.“

Und §§ 24 und 25: „Damit es meiner Abhandlung nicht an allen Exempeln von solchen Blümchen fehlen möge: So will ich dieselben aus einem neueren, zu Altdorf, erst im vorigen Jahre gedruckten Vogen entlehnen. — Folgende Redensarten nun hatte ich für lauter Phöbus (Vombast), wenn der Poet schreibt: Titans frohes Licht strale mit neuen Blizen und mache die saphirne Burg zu Hyacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein solcher, der Egyptens finstre Nacht statt Gofens Sonne küßet. Die Lilie lacht mit reinstem Silber, ihr bemilchster Tron macht die Perlen schamroth, und ihr Atlas sinkt in's Verwesungsreich.“ U. s. w. — — „Und so will ich einen jeden fragen, ob man wohl mehr verschiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durcheinander mengen, oder d. m. Scheine nach miteinander nennen können, als dieser Poet wirklich getan hat? — — Wir müssen nunmehr die Stelle selbst sehen.

Hier ist das Kanaan, das güldne Blumen trägt,  
Wo Titans Strahlen nie in Ithetis Wellen steigen.  
Kein Wetter, kein Orkan darf ihren Purpur bleichen.  
Hier ist kein Regenguß, der ihren Schmutd zer schlägt.  
Hier ist kein solcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,  
Und das smaragdne Zelt mit Perlenwasser tränket,  
Bald aber Schnee und Eis statt holdrer Blumen schenket.  
Hier wird das Rosenblut durch keinen Frost gebleicht.  
Von Dornen weiß man nichts; die bittere Aloe,  
Der Myrrhen herbes Pech, die oden Kalkiquinten,  
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden.  
Die Nesseln sind verbannt von dieser Sonnensöh.  
Hier ist nur Zuderbrod und süßes Ambrosin,  
Der Nektar fließet hier durch diamantne Auen,  
Hier ist nur Honigseim und Alliant zu schauen,  
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überziehn.



Dies ist nun ein rechtes Meisterstück durcheinander gewirter Metaphoren, und anderer übel ausgekommener verblümter Ausdrückungen. Nichtsdestoweniger hat sich unser Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gefirnigte Verse aufs äußerste verliebt gehabt: und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht diese hochtrabende Sprache reden können, die doch oft weder der Verfasser, noch sein Leser, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Das beste Mittel wider den schwülstigen Geist ist das Lesen der alten Lateiner und der

neueren Franzosen. Wer sich die Schönheiten des Terenz, Virgils, Horaz und Juvenals bekannt und geläufig gemacht hat; wer den Boileau, Racine, Corneille und Moliere mit Verstand gelesen und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernt: der wird gewiß unmöglich auf eine so seltsame Art des poetischen Ausdrucks verfallen; gesetzt, daß er auch noch so erhaben zu schreiben genöthigt wäre.“

(Fortsetzung folgt.)

**Die Eröffnung der St. Gotthard-Eisenbahn-Station Bellinzona.**  
(Illustration f. S. 564 u. 565.) Das berühmte Wort des Sophokles: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch“ hat mit der Vollendung der im vorigen Monat eröffneten Gotthardbahn eine neue glänzende Bestätigung gefunden. Die ganze zivilisirte Menschheit nimmt freudigen Anteil am Gelingen dieses großartigen Kultur- und Friedenswerkes und feierte im Geiste den Festtag der Eröffnung deutscher Landwirte an den Reichstag, worin es u. a. hieß: „Möge der hohe Reichstag bei Zeiten Sorge tragen, daß nicht durch die neuen Verkehrswege eine Ueberfluthung mit fremdem Getreide über unsere gesegneten Thäler hereinbreche. Wir wollen nicht die Frage aufwerfen, ob es gut gewesen, die natürlichen Schranken, welche die göttliche Allmacht zum Schutz der deutschen Landwirtschaft errichtet hat, künstlich zu durchbrechen.“ Auch wir wollen die Frage nicht aufwerfen, ob es gut gewesen, Karrenhäuser für Individuen zu errichten, welche die göttliche Allmacht verrückt werden ließ und wollen lieber einiges über die Genesiß dieser Bahn bemerken (nach Berner). Im Hinblick auf die ungemeinen Schwierigkeiten, welche besonders der Winter dem Ueberschreiten der schweizerischen Bergpässe in den Weg legte — sie waren gewöhnlich acht Monate verschneit und die Bahn für die Postschlitten mußte von hunderten von Arbeitern nothdürftig offen gehalten werden — tauchte bereits anfangs der dreißiger Jahre der Gedanke an eine Alpenbahn auf. Doch dachte man damals noch nicht an einen Durchstich des Gotthards. Man warf die Blicke auf niedrigere Pässe und glaubte, dieselben leicht überschreiten zu können. Nachdem verschiedene Projekte geplant waren, vereinigte sich mehrere schweizerische Kantone im August 1853 auf einer Konferenz in Luzern zu einer gemeinsamen Unterstützung für Ueberwindung des Gotthardpasses. Nachdem im Juni 1860 eine zweite größere Konferenz zusammen getreten war, bildete sich im September desselben Jahres im Kreise einiger Kantonsregierungen der Mittelschweiz, denen sich das Direktorium der schweizerischen Centralbahn angeschlossen, ein Comité, das durch Abgeordnete derjenigen Kantone und Gesellschaften, welche eine Anzahl Gründungsaktien übernahmen, sich erheblich erweiterte. 12 Kantonsregierungen hatten sich jetzt schon an einem Gründungsfond von 50 000 Fr. beteiligt und es waren überdies auch Beschlüsse hinsichtlich der finanziellen Beteiligung gefaßt worden und zwar von den Regierungen von Uri und Luzern, dem Stadtrat von Luzern und dem Verwaltungsrat der schweizerischen Centralbahn, zusammen für 7 Millionen Fr. Das Comité ließ Pläne und Kostenberechnungen anfertigen, welche die Grundlage aller späteren Arbeiten bildeten. Im Jahre 1863 erweiterte sich der Kreis der die Gotthardbahn anstrebenden Kantone und Gesellschaften und zur Beförderung der Sache wurde eine ständige Kommission der Gotthardvereinigung mit einem engeren Ausschuss bestellt, dessen Aufgabe eine große und schließlich erfolgreiche Tätigkeit entfaltete. Da welche die Kräfte der am Gotthard interessirten Kantone und Gesellschaften nicht ausreichten, das große Werk zur Ausführung zu bringen, wurden theils durch Vermittlung des schweizerischen Bundesrats, theils direkt im Ausland erfolgreiche Schritte getan, um eine Mitbeteiligung zu erzielen. Von entscheidender Bedeutung war die Entschliessung Italiens. Mittels Roten vom 31. März 1869 eröffneten die Gesandten des Norddeutschen Bundes und des Königreichs Italien: daß ihre Regierungen in Verbindung mit Baden sich definitiv für den Gotthard entschieden hätten mit Ausschluß jedes anderen PASSES; der schweizerische Bundesrat wolle für das Weitere Sorge tragen. Auf Anregung desselben trat am 15. September 1869 in Bern eine Konferenz aus Vertretern der beteiligten auswärtigen Staaten zusammen. In 15 Sitzungen wurde das Gotthardprojekt behandelt und ihr Ergebnis war der bekannte Staatsvertrag vom 13. Oktober 1869, welchem die schweizerische Bundesversammlung im Juli 1870 die Genehmigung erteilte und dem im Oktober 1871 auch das neu erstandene deutsche Reich beitrug. In diesem Vertrag hatte man sich über die Linien der Bahn geeinigt; ferner waren darin über die Aufbringung des Baukapitals von 150 Millionen die nötigen Bestimmungen getroffen; endlich wurde darin festgesetzt, daß der Bau einschließlich des 14 920 Meter langen Tunnels in zehn Jahren vollendet sein müsse. Nachdem sich am 6. Dezember 1871 die Gotthardbahngesellschaft mit dem um das Unternehmen hochverdienten Nationalrat Dr. Escher

an der Spitze konstituirte hatte und Baudirektor Gerrig aus Karlsruhe als Oberingenieur installiert worden war, begannen in Göschenen am 4. Juni und in Airolo am 1. Juli 1872 die Vorarbeiten, während die Direktion bereits mit dem Bauunternehmer Louis Favre aus Genf wegen Uebertragung der Tunnelbohrung in Unterhandlungen stand, welche am 7. August zum förmlichen Abschluß und bindenden Vertrag führten. Wir müssen bei diesem Manne ein wenig näher verweilen. Louis Favre, geb. 1826 als Sohn eines einfachen Zimmermanns, entwiderte schon früh, trotz mangelhafter Schulbildung, bedeutende Anlagen. Mit 18 Jahren ging er, das Felleisen auf dem Rücken und 100 ersparte Frank in der Tasche, auf die Wanderschaft und ließ sich schließlich in Lyon als Zimmermeister nieder. Als solcher beteiligte er sich bei den Brückenbauten an der Mittelmeerbahn und erlangte für das Einrammen von Pfählen in sumpfige Gründe eine neue Methode, die den hervorragenden Ingenieuren imponierte und auch volle Anerkennung fand. Es wurden ihm größere Arbeiten übertragen und bald beteiligte er sich bei Eisenbahnunternehmungen. 1872 wurde ihm der Durchstich des Gotthard übertragen, dessen ungeheure Schwierigkeiten er mit eisernem Willen und bewundernswerter Ausdauer überwand. Leider erlebte er nicht mehr den Triumph seines Riesenvwerks. Mitten in seiner aufreibenden Tätigkeit erkrankte ihn der erbarmungslose Tod. Als er am 19. Juli 1879 einen französischen Ingenieur in den Tunnel geleitete, erlag er, wahrscheinlich in Folge der drückenden Hitze im Innern, einem plötzlichen Schlaganfall. Er wurde in seiner Heimat, Chêne bei Genf, unter Begleitung von Tausenden begraben und der letzte Reiter schloß mit den Worten: „Wenn einst die bekränzte Lokomotive durch den Tunnel braust, der zwei Völker verbinden soll, dann trage sie auf ihrem Schlot eine Trauerflagge zur Ehre und zum Gedächtnis des unermüdeten Pioniers, der sich um die Menschheit ein unsterbliches Verdienst erworben, und diese Flagge trage die Inschrift:

Louis Favre von Gotthard!  
Tüchtigkeit! Ehrenhaftigkeit! Arbeit!

Trotz Favre's Tod wurden die Arbeiten ununterbrochen fortgesetzt und mit Hilfe sinnreich konstruirter Maschinen und Apparate wurden die immensen Schwierigkeiten aller Art glücklich überwunden. Der völlige Durchschlag des Tunnels, dessen beide Hälften beim Durchbruch fast haarscharf aneinander trafen, erfolgte am Schlußtag des Jahres 1880. Mittags 11 Uhr 10 Minuten, nachdem schon am Abend zuvor der Bohrer von Airolo durch die letzte Felswand gedrungen und Favre's Photographie durch die Oeffnung gewandert war. Das langersehnte, frohe Ereignis wurde nicht allein in der Schweiz durch Böllerschüsse, Musik, Beflaggung, Freudenfeuer und Festessen gefeiert, sondern auch in Deutschland und Italien durch sympathische Kundgebungen freudig begrüßt. 7 Jahre und 5 Monate hatte der Durchstich in Anspruch genommen. Dabei wurden 500 000 Kilo Dynamit verbraucht, 320 000 Löhner gebohrt und 1 650 000 Stück Bohrer abgenützt. Es waren täglich durchschnittlich 3500 Arbeiter tätig. (Diese Zahlen beziehen sich auf den „Firstollen“, d. h. den ersten Durchstich, der unindes nur auf den obersten Längelinie hinlief; der völlige Ausbruch mittelbar unter der obersten Längelinie hinlief; der völlige Ausbruch und die Aufmauerung u. s. f. nahmen noch fast 3 Jahre in Anspruch.) Der höchste Punkt der Bahn liegt mit 1154 Meter über Meer im großen Tunnel. Da das Portal Göschenen 1109 Meter Meereshöhe zeigt, so hat die Linie im Tunnel bis zum Scheitelpunkt 45 Meter zu steigen, um dann wieder bis auf 1145 Meter — die Portalhöhe bei Airolo — abzusinken. Der Tunnel läuft von Göschenen aus 14,787 Meter in abgrader Linie, dann aber 125 Meter in einer Curve: Die Fahrt durch den Tunnel beansprucht etwa 26 Minuten. Die ganze Bahn von Luzern nach Mailand, welche in 10 Stunden befahren wird, zählt 62 Tunnels in der Gesamtlänge von 41 Kilometern, ferner 32 Brücken, 10 Viadukte und 24 Uebergänge. Der Preis der Fahrt ist auf 25 Fr. festgesetzt. — Berner, unser Gewährsmann, gedenkt in seiner Darstellung mit warmen Worten der bei dem großen Werke tätig gewesenen Arbeiter. Es sei eine heilige Pflicht, sagt er, des Heldentums der armen Arbeiter, meist Italiener, zu gedenken, mit welchem sie ihre lebensgefährliche Mission erfüllen. Sie hatten Schweres zu erdulden! Ein Blick auf die Tätigkeit im Innern des Tunnels erfüllte die Seele mit Bekommenheit und Staunen. Diese halbnaekten Gestalten, von Schweiß be-



deckt, mit ihren vom schwachen Lampenschimmer geisterhaft beleuchteten, leidenden, gelblichen Gesichtern, ihren geschwärtzten, krampfhaft angelegten Händen, ihrem mühsamen Atemholen, die Tag für Tag, viele Wochen, viele Monate, ja Jahre lang ihre 8 Stunden in diesem modernen Tartarus tätig waren, forderten das tiefste Mitgefühl heraus. 2000 M. unter der Oberfläche, auf eine Strecke von 15 Kilometer verteilt, sah man sie, jeden mit seiner kleinen Lampe an der Seite, im drückendsten Dunste sitzend, stehend, kauend, am Ausbrechen, am Laden der Dynamitschäfte, beim Begräumen des Schuttes beschäftigt, die Rollkarren aus- und einführend, durch Wasser und Schlamm wadend, für wahr, ein erschütterndes Schauspiel; dazu der Lärm der Lokomotiven und Wagen, der Pferde und der Treiber, der tausende von Hämmern und Spaten, das furchtbar zischende Geräusch der Bohrmaschinen, das Krachen der Dynamitexplosionen — wer kann das alles nur annähernd beschreiben! Abgesehen von den zahlreichen Arbeitern, die infolge von ungeeigneter Luft, Erfältung oder Ueberanstrengung starben, forderten öfters wiederkehrende Unglücksfälle bei den Tunnelbauten im Ganzen fast 200 Menschenleben; überdies wurden 358 Arbeiter verwundet. Mögen die Reisenden, welche die neue Bahn fröhlich passieren, sich der Armen und ihrer Hinterbliebenen erinnern!

So reichen sich denn endlich im Tunnel der rauhe Norden und der milde Süden brüderlich die Hände; Göschenen und Airolo liegen in eiserner Umarmung und der Reisende, welcher in Luzern soupirt, kann in Mailand sein Frühstück einnehmen.

Noch einige Worte über das schöne, romantisch gelegene Bellinzona am Tessin, von dem unser Bild eine getreue Ansicht gibt. In prächtiger Landschaft tritt die 3500 Einwohner zählende Hauptstadt des Kantons Tessin mit ihren malerischen Bastionen und Türmen weithin sichtbar hervor und imponiert mit ihren von hohen Warten herabschauenden, zinnengekrönten Kastells wie ein Stück ritterlichen Mittelalters. Das erste, westliche Kastell S. Michele, auf 80 Meter hohem Felsen, zwischen der Stadt und dem Tessin, war Sitz des Landvogts von Uri (jetzt ist es Kantonalzuchthaus und Arsenal). Das Kastello di Svit erhebt sich nahebei auf dem Berge, welcher den linken Flügel des Tales bildet; es war der Sitz des Landvogts von Schwyz. Steigt man von diesem noch 20 Minuten den Berg hinauf, so gelangt man durch niedliche Fußwege zum majestätischen Kastello Corbario, dem ehemaligen Sitz des Vogts von Unterwalden. Auf mächtigen Glimmerchiefermassen thronend, gewährt es eine herrliche Aussicht auf Stadt, Tessin und Lago Maggiore. Unser Bild gewährt ferner einen prächtigen Anblick der 260 M. langen, 6 1/2 M. breiten steinernen Brücke La Torretta mit 14 Bögen.

**Der Liebesbrief.** (Illustration s. Seite 569.) „Erdmännlein sind wir geheissen, haufen tief im Höhlengrund, Hüten Gold- und Silberschätze, Schleifen blank die Steinrystalle, Tragen Kohlen zu dem alten Feuer in der Erde Mitten, Und wir heissen gut, ihr wäret Sonder uns schon all' erforen — Raucht den Rauch aus unsern Defen Am Bewuß und Aetna schauen Sorgen auch im Stillen für euch Undankbare Menschenkinder, Singen euren Flüssen in der Bergluft schöne Wiegenlieder, Daß sie euch kein Leides antun, Stützen morschgeword'ne Felsen, Fesseln böses Eis der Gletscher, Kochen euch das scharfe Steinsalz, Weisen heilerprobte Stoffe In die Quellen, die ihr trinket“ und noch allerlei anderer Bravourstücke rühmt sich der redselige Erdmann gegen Scheffels Trompeter. In der höheren Kultur sind aber die Herren Erdmänner (oder Gnomen, Wichtelmannen, Metallerii, wie sie nach H. Heine gleichfalls heißen) noch sehr zurück und sie scheinen sogar wenig Lust zu haben, sich von derselben belehren zu lassen. Apostrophirt ja derselbe scheffel'sche Erdmann den Trompeter von Säckingen mit folgenden sufficienten Worten: „O ihr plumpe, rohe Menschen! Ihr verschließt euch hinter Mauern, Und erzieht in eurer Schädels Treibhaus mühsam ein'ge Pflänzlein, Rennt sie Kunst und Wissenschaft — und Seid noch stolz auf dieses Unkraut: Traun, bei Bergkrystall und Kalkspat! Vieles müßt ihr noch erlernen, Bis das rechte Licht euch aufgeht!“ Kein Wunder also, daß der Erdmann auf unserem Bilde so verduzt auf den Liebesbrief blickt, den er in der Hand hält. Er hat ihn wohl einer Schönen entwendet, die in verschwiegener Waldeseinsamkeit in ihrem Glück schwelgte. Er hat sie beobachtet, wie sie den Brief duzendmal an die Rosenlippen preßte, wie ihr Aug' in Sonne schwamm und ihr jungfräuliches Antlitz sich verklärte, so oft sie denselben las und wie sie alsdann, umgaulend von süßen Bildern und seligen Träumen, sanft entschlummete. Neugierig wie die Erdmännlein sind, stibzte er das merkwürdige Papier, läßt sich von seinem Mitgnom die Laterne halten und studirt nun die sonderbaren Zeichen, welche eine so wunderbare Wirkung auf das Mädchen hervorbrachten. Vergebens; die Tarnkappe (wie die

Zipfelmütze heißt, welche die Gnomen tragen) hat zwar die Kraft, die Gnomen unsichtbar zu machen, aber die Kunst zu lesen jemand einzuführen, der nicht lesen gelernt hat, vermag auch eine Tarnkappe nicht. Es ergeht dem Gnom, wie dem Häuptling zu Karotonga, von dem Missionar Williams erzählt. Der letztere, der sein Winkelmäß vergessen hatte, ließ einen Holzspan, auf welchen er einige Worte schrieb, durch einen Häuptling seiner Frau bringen. Als diese die Worte gelesen hatte, warf sie den Span weg und gab dem Ueberbringer das Winkelmäß. Erstaunt rief der Häuptling: Halt, meine Tochter, woher weißt du, daß Herr Williams grade das braucht? Woher, erwiderte sie, hast du mir denn nicht soeben einen Span gebracht? Ja, sagte der erstaunte Krieger, aber ich hörte nicht, daß er etwas redete. Aber ich hab's gehört, antwortete die Frau. Hierauf lief der Häuptling aus dem Hause, hob das wunderbare Holzstückchen auf und rannte durch das Dorf, den Span in der einen Hand und das Winkelmäß in der anderen, indem er beide Arme so hoch als möglich emporstreckte, wobei er immer rief: Sehet doch die Weisheit dieser Engländer! Sie können Späne reden machen! St.

### Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

**Zur Erinnerung an Sebastian Bach.** Der „Hamburgische Korrespondent“, bekanntlich eine der ältesten Zeitungen Deutschlands, brachte im Frühjahr 1723 folgende zwei Notizen, die wir in der Sprache und Orthographie jener Zeit wiedergeben: „Leipzig, den 23. April. In hiesigem Raht-Hause ist von hiesigem Magistrat ein gedrucktes Edict publiciret, vermöge welchen kein Privatus in Zukunft mehr einen grossen Hund führen darf, widrigenfalls die Verbrecher mit 10 Rthlr. sollen belegen, und die Hunde todt geschlagen werden. Man sagt vor gewiß, daß der Fürstl. Anhalt-Cöthensche Capellmeister, Herr Bach, die Vocation zum erledigten Cantorat habe erhalten und angenommen.“ und „Leipzig, den 29. May. Am vergangenen Sonnabend zu Mittage kamen 4 Wagen mit Haus-Raht beladen von Cöthen alhier an, so dem gewesenen dafigen Fürstl. Capellmeister, als nach Leipzig vocirten Cantori Figurali, zugehöreten; Um 2 Uhr kam er selbst mit seiner Familie auf 2 Kutischen an, und bezog die in der Thomas-Schule neu renovirte Wohnung.“ Der „Fürstl. Anhalt-Cöthensche Capellmeister“ und „nach Leipzig vocirte (berufene) Cantor Figuralis“ ist der große Sebastian Bach, dessen Größe der Verfasser obiger Korrespondenzen natürlich nicht ahnte.

### Ratgeber für Gesundheitspflege.

**Napperswil.** Die anormale Gestaltung des Hinterhauptes bei dem Kinde, von welchem Sie uns schreiben, wird auf die geistige Entwicklung desselben wahrscheinlich keine nachtheiligen Folgen üben.

**Leipzig.** H. R. Ihren Wagenkatarth haben sie vermutlich dem eselnden „Lagerbier“ zu verdanken, mit dem fast überall in Sachsen und einem großen Teil des übrigen Mitteldeutschland der Gesundheit des Volkes arg zugefeht wird. Verzichten Sie also eine Zeit lang auf das „gewohnte Quantum“, von dem Sie berichten, trinken Sie dafür Milch und täglich 2—3 Glas möglichst gutes Selterwasser. Nach einiger Zeit berichten Sie uns über den Erfolg.

**Berlin.** H. B. Das Zähneknirschen während des Schlafes, welches Sie bei Ihrer Frau bemerken, braucht Sie nicht sonderlich zu beunruhigen, wenn es auch unter Umständen als eine Folge unpassender Ernährung auftritt. Theilen Sie uns mit, was Ihre Frau isst und trinkt, wie sie verbaud, ob sie kräftiger oder schwächerer Konstitution sei, zu Gemüthsauflagen geneigt ist, — dann können wir vielleicht über die Ursache jener Erscheinung genaue Auskunft geben.

**Hamburg.** Abonnet. Der Gedanke die Lungenschwindsucht (Tuberkulose) durch Einatmung von bakterien-schädlichem Luftgemenge zu beseitigen, ist nach der vor kurzem erfolgten Entdeckung der Schwindsuchtsursache durchaus gerechtfertigt. Es ist nun vorläufig noch Sache des wissenschaftlichen Experiments, zu entscheiden, welcher Art solche Luftbeimengung sein soll. Sobald wir Zuverlässiges über dabei erzielte Heilerfolge vernehmen, werden wir darüber Mitteilung machen.

### Redaktions-Korrespondenz.

**Mannheim.** F. R. Sie verfügen über ein hübsches Talent, nur müssen Sie den Sinn für Reinheit und Schönheit der Form Ihrer poetischen Leistungen durch eifrige Selbstkritik noch täglich zu schärfen suchen. Ihre „Sontagsräumerien“ können mit einigen, das Wesentliche des Inhalts nicht berührenden Korrekturen veröffentlicht werden.

**Kottbus.** E. R. G. Der Roman soll uns zur Prüfung willkommen sein.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Die Satire der Alten. Von Dr. Richard Ernst. (Schluß.) — Gottsched, Göze, Lessing. Ein Stück Kulturgeschichte. (Fortf.) — Die Eröffnung der St. Gotthard-Eisenbahn-Station Bellinzona. (Mit Illustration.) — Der Liebesbrief. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Zur Erinnerung an Sebastian Bach. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.